

Spektrum Schweiz : Region Biel-Jurasüdfuss-Seeland : der Mikrokosmos von Biel

Autor(en): **Cantalou, Stephanie / Graser, Jürg / Haag, Ueli**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **88 (2001)**

Heft 1/2: **Kunststoff Holz = Bois, matière artificielle = Wood, an artificial matter**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-65722>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Mikrokosmos von Biel

Journal

Thema

Auch der fünften Folge von «Spektrum Schweiz», dieser kritischen Bestandesaufnahme des jüngsten Baugeschehens einer Region, geht ein Gespräch über die aktuelle Situation von Architektur, Städtebau und Kulturpolitik voraus. Der Architekturhistoriker Christoph Schläppi und der Architekt Jürg Graser sind auf der Suche nach neueren Bauten und Entwicklungen im Raum Seeland-Biel-Berner Jura auf einen Mikrokosmos gestossen, die Stadt Biel. Das geografische Bild der Stadt am See – in ihrem Rücken der Jura, vor ihr die Weite des Seelandes und der Fernblick auf die Alpen – lässt sich aus Schläppis und Grasers Sicht in gewissem Sinn auch auf die kulturelle Situation und die Mentalität der Menschen übertragen: Biel ist, wenn auch im kleinen Massstab, eine komplette Stadt mit allen Zutaten, die es braucht, um eine spannende, eigenständige Architekturszene hervorzubringen.

Stéphanie Cantalou	Dozentin Hochschule für Technik und Architektur, HTA, Biel
Jürg Graser	Architekt, Zürich
Ueli Haag	Baudirektor von Biel
Niklaus Liechti	Architekt, Biel
Christoph Schläppi	Architekturhistoriker, Bern, Gesprächsleitung

Schläppi: Sie sind Architekten, alle vier, unterhalten aber trotzdem unterschiedliche berufliche Beziehungen zu Biel. Wie erleben, wie sehen Sie die Stadt?

Cantalou: Ich komme aus Genf und arbeite in Bern. Vor drei Jahren war ich erstmals in Biel. Ich hatte keine Ahnung, was mich erwartet. Heute bin ich von diesem Ort fasziniert. Biel ist sehr offen, spricht zwei Sprachen, ist ein extrem dynamisches Terrain. Ich erlebe Biel als Agglomeration von kleinen, formal äusserst eigenständigen städtebaulichen und architektonischen Einheiten, die alle noch ablesbar sind, die Altstadt etwa, die Schüsspromenade, das Bahnhofquartier, die Industriequartiere. Die Übergänge und Leerräume zwischen diesen Einheiten sind ebenso wichtig wie die gebauten Teile. Diese Nahtstellen interessieren mich ganz besonders, weil sie sich für städtebauliche Projekte anbieten. Ich kenne wenige Schweizer Städte mit vergleichbaren Möglichkeiten

respektive vergleichbarem Potenzial für Verdichtungen und Ergänzungen.

Haag: Ich bin seit 1997 Baudirektor der Stadt Biel, das heisst vollamtliches Mitglied der städtischen Exekutive. Als massgebender Vorteil für die künftige Stadtentwicklung erweist sich der umfassende städtische Landbesitz an vielen Entwicklungsstandorten. In den letzten Jahren haben wir unter anderem auch im Zusammenhang mit der Expo.02 mehrere zehntausend Quadratmeter Land erworben, die für die künftige Stadtentwicklung von Bedeutung sein werden. Der Landbesitz an städtebaulich spannenden Standorten bietet die Möglichkeit, die Stadt zu einem Ganzen «zusammenzustricken».

Schläppi: Wie reagiert die Stadtregierung auf diese Situation? Gibt es eine Entwicklungspolitik?

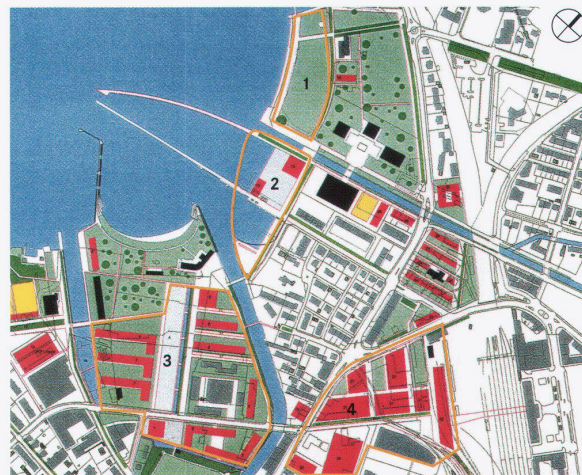
Haag: Die Schwerpunkte der Stadtplanung lagen in den letzten Jahren im Gebiet des Masterplans zwischen Bahnhof und See sowie auf dem Gaswerkareal. Die

50

Spektrum Schweiz

Service

- 1 | Strandboden
- 2 | Schiffflände
- 3 | Seeufer Nidau
- 4 | Kerngebiet
Masterplan



Fläche «hinter» dem Bahnhof ist zentral wegen der Expo.02. Das Gaswerk wurde vor rund zehn Jahren von lokalen und überregional anerkannten Teams beplant. Im Moment versuchen wir hier wieder aktiv zu werden. Geplant wird auch auf dem Areal Drahtwerke, wo das Bieler Architekturbüro Kistler und Vogt einen Wettbewerb mit beschränktem Verfahren gewonnen hat und wo bereits die Baubewilligung unterschrieben ist.

Irritiert bin ich von der Tatsache, dass es heute zahlreiche politisch aufgeschlossene Leute gibt, die sich ins Madretsch-Ried, ein Wohnquartier an der Peripherie, zurückziehen und dort Einfamilienhäuser bauen. Das betrachte ich als gesellschaftlichen Rückschritt, den ich mir vor fünfzehn Jahren kaum habe vorstellen können. Besser gefällt mir eine Stadtentwicklung in Form von Verdichtungen in bestehenden Wohnquartieren.

Graser: Ich bin gebürtiger Seeländer, lebe und arbeite aber seit langem in Zürich. Die Frage, die mich beschäftigt, ist die nach einer eigenständigen Architektur. Als wir nach Biel kamen, sahen wir überall Holzlättchen. Ich finde es ziemlich schockierend, wie hier Ideen aus Graubünden und aus der Analogen Architektur übernommen werden. Herr Haag, mich erstaunt nun auch Ihr inhaltlicher Anspruch an die Siedlungsplanung. Sind denn nicht formale Themen interessant? Ihr sozialer Ansatz scheint mir überholt. Warum sprechen Sie nicht über Architektur?

Haag: Es stimmt leider, dass unsere gute Ausgangslage bis heute nicht zufriedenstellend umgesetzt werden konnte. Wir haben schwierige politische Verhältnisse. Priorität hat die Stadt, in ihrem Funktionszusammenhang und ihrer Gesamterscheinung. Wobei ich Ihnen zustimme, dass bezüglich der Architektur

die bestehenden Ausgangsbedingungen nicht zufriedenstellend genutzt werden. Die Durchführung von Wettbewerben ist politisch umstritten und findet bei den meist ungeduldrigen privaten Investoren nur vereinzelt Zustimmung.

Liechti: Ich bin in Biel aufgewachsen und seit 1999 Partner in einem Bieler Architekturbüro mit Sitz in Biel und Zürich. Für uns jüngere Architekten ist die Haltung gegenüber diesen Entwicklungen entscheidend, denn wir wollen die Stadt sinnvoll weiterbauen, verdichten, umlagern, uminterpretieren. Ich finde es aber durchaus vertretbar, auch in einem Einfamilienhausquartier zu bauen.

Cantalou: Wer in Quartiere wie das erwähnte Madretsch-Ried zieht, wünscht sich eine Wohnform, die sich von jener in den üblichen Wohnfabriken unterscheidet. Daher ist beispielsweise die geplante Überbauung Gaswerkareal mit ihren viergeschossigen Zeilen und ihrer Auffassung von öffentlichem Raum letztlich veraltet. Die Planung muss Alternativen zu den Wohnzeilen anbieten. An diesem Punkt ist die Stadt gefordert.

Liechti: Was richtig beziehungsweise angemessen ist, hängt in jedem Fall vom Standort ab. Wird beispielsweise das Expo-Gebiet urbanisiert, stellt sich exemplarisch die Frage nach dem Umgang mit dem öffentlichen Raum, oder besser: dem Raum zwischen den Häusern: Soll er privatisiert werden oder öffentlich bleiben? An einem Ort mit einer so spezifischen Geschichte und Lage sind Vorgärten wohl nicht die geeignete Aussenraumgestaltung.

Rationale Traditionen am Jurasüdfuss

Schläppi: Ich vermisse Aussagen über das spezifische Image von Biel, das stark

von Einzelbauten geprägt ist. Denken wir nur an die Bahnhofstrasse, die noch heute den Aufbruch in die Moderne dokumentiert.

Liechti: Vom städtebaulichen Wettbewerb von 1924 ist nicht viel realisiert worden, nur eben die markanten Bauten mit dem zweimal zurückgestuften Attikageschoss an der Bahnhofstrasse.

Ein paar Strassen weiter stehen wieder Giebelhäuser. Im heutigen Neubaugebiet auf der andern Bahnhofseite herrschen grundlegend andere, durchaus interessante und zeitgemässe Regeln, indem bei einem Grossteil der Parzellen die Mantellinie definiert und eine Wettbewerbspflicht festgeschrieben ist. Aufgrund dieser neuen Vorgabe wird in Zukunft ein anderes Stück Stadt entstehen. Die alte Zeit des Städtebaus ist vorbei.

Haag: Seit dem Zweiten Weltkrieg ist in Biel viel gebaut worden. Die baulichen Werte der Stadt liegen weniger auf dem Gebiet herausragender Einzelbauten als auf dem Bestand städtebaulich kohärenter Quartiere und einem städtischen Charakter. In guten Städten wie Biel oder La Chaux-de-Fonds sind Einzelbauten weniger wichtig.

Liechti: Dem stimme ich zu und denke dabei beispielsweise an das Quartier Weidteile in Nidau an der Autostrasse nach Bern. (Nebenbei gesagt ist dieses Gebiet vielen jungen Architekten bekannt, seit seine Weiterentwicklung 1998 Gegenstand des Wettbewerbs «Europas 5» war.) Trotzdem gibt es, speziell aus den Sechzigerjahren, verschiedene interessante Einzelbauten. Etwa die Palace-Überbauung beim Bahnhof, zu der ein Kino, ein Hotel, ein Restaurant und ein Hochhaus gehören. Das war ein spekulativer Baukomplex, aber von anständiger Qualität. Städtebaulich stellt der Einzelbau des Kongresshauses von

1 | **Kongresshaus Biel (Schweiz)**
Das Hallenbad und das Hochhaus
 Foto: L. Bezzole



1

Max Schlup eine vergleichbar wichtige Intervention dar. Auch an dieser Stelle hätte man den Blockrand schliessen können.

Der Beitrag von Max Schlup

Graser: Biel hatte in den Zwanzigerjahren eine städtebauliche Qualität und Modernität, die in der ganzen Schweiz bekannt war. Jetzt hören wir, dass es auch eine jüngere Identität gibt. Mich beschäftigt die Frage nach der konkreten architektonischen Umsetzung dieser Konzepte. Seit den Fünfzigerjahren gab es hier Architekten wie Max Schlup, die das Bauen nicht mit städtebaulichen Mitteln, sondern durch architektonische und konstruktive Themen geprägt haben. Wird diese Tradition nicht in die heutige Diskussion aufgenommen?

Liechi: Zwischen Solothurn und Biel trifft man auf zahlreiche Bauten von Max Schlup, Franz Füeg, Fritz Haller, Barth & Zaugg. Alle diese Architekten waren fasziniert vom industriellen, klaren, konstruktiven Bauen. Diese Haltung hing vielleicht mit der Uhrenindustrie und ihren damals weltweiten Verbindungen zusammen. In diesem Umfeld waren die Leute zu Experimenten bereit.

Max Schlup sagt, man habe in den Sechziger Jahren konstruktive Experimente um der Räume willen gemacht – fließende Räume und Transparenz. Bei der «Solothurner Schule» (oder «Jurasüdfuss-Gruppe») beruhte der konstruktive Umgang mit den Materialien nicht auf einem formalistischen, sondern auf einem inhaltlichen Anliegen. Heute jedoch klaffen die Beschäftigung mit dem Räumlichen und die konstruktive Umsetzung immer weiter auseinander. Daher finde ich die Ansätze von damals nach wie vor spannend.

Cantalou: Die Besonderheit von Schlups Werk beruht unter anderem auf dem Massstab: Schlup hat sehr grosse Objekte mit einer ganz anderen Bedeutung für die Stadt hinterlassen als die vielen kleinen Objekte aus jüngerer Zeit. In der Präsenz seiner Bauten wird gewissermassen auch seine eindrückliche Persönlichkeit spürbar. Im Vordergrund stehen ausserdem seine konstruktiven Leistungen.

Schläppi: Biel hat eine Architekturschule, die Hochschule für Technik und Architektur (HTA). Wird im Unterricht eine Verbindung zwischen Schule und Stadt gepflegt?

Cantalou: Ja. Wir bemühen uns bewusst, an die genannten Ansätze von Schlups Arbeit anzuknüpfen. So versuchen wir, die Tragwerkslehre mit der Architektur zur Synthese zu bringen und nicht auf die Objektivität von Gebäuden hin zu arbeiten. In Biel finden sich die besten Beispiele für diese Haltung. An der Schule machen wir Biel und seine architektonische Vergangenheit immer wieder zum Thema. Ich glaube deshalb auch, dass es einen Sinn macht, wenn die Architekturschule als Institution in Biel ansässig bleibt.

Vernetzt und eigenständig

Schläppi: Sie sind also der Meinung, dass es hier neben den beiden Neubauten überregionalen Zuschnitts – dem Museum PasquArt und der Holzfachschule – auch eine eigenständige neue Architektur mit einem eigenen Esprit gibt?

Cantalou: Ja, unbedingt. Biel hat ein bemerkenswertes Potenzial, selbst im schweizerischen Vergleich, und ich prophezeie der Stadt eine enorme Entwicklung. Nachdem sich die Architektenschaft der Peripherie und dem Bauen

in Graubünden zugewendet hat, müsste endlich das Mittelland ein wichtiges Thema werden. Die Konjunktur, das Geld, der Wille sind da. Das wird nicht spurlos an der Architektur vorübergehen. Selbst wenn es etwas früh ist für solche Prognosen: Ich traue dem Standort Biel einiges zu.

Schläppi: Wie steht es um die Beziehungen zu den Schweizer Architekturzentren? Und welches Verhältnis besteht zu Bern?

Haag: Wir stehen mitten in einem Spannungsfeld mit sehr verschiedenen Bezügen. Viele Bieler leben wie ich in einem frankophonen Kontext. Zahlreiche Architekten haben in Lausanne studiert; Alain Tschumi aus Biel war Professor an der EPF Lausanne. Für viele war oder ist Zürich weniger wichtig. Basel ist mindestens ebenso nah wie Zürich. Über das Architekturgeschehen in Deutschland hingegen weiss hier kaum jemand Bescheid.

Cantalou: Die Berner beobachten genau, was in Biel passiert; umgekehrt vielleicht weniger. Seit Tschumi vor zehn Jahren das erste Architekturforum in Biel angeregt hat, gab es hier während vieler Jahre regelmässig ausserordentlich interessante Vorträge: Einmal im Monat kamen alle Berner nach Biel, um sich ins Bild zu setzen. Inzwischen haben sich die Beziehungen verändert. Heute richten sich die hiesigen jungen Architekten zunehmend nach Basel und Zürich aus.

Schläppi: Wir sprechen von den Beziehungen zu anderen Städten und Architekturszenen ausserhalb von Biel. Neben biografischen und geografischen Bezügen spielt dabei sicher die mediale Vermittlung eine wichtige Rolle.

Graser: Bereits die Architekten der «Jurasüdfuss-Gruppe» haben ihre kulturelle Haltung unter anderem über Informationen aus den Medien erworben.

Fritz Haller war zwar bei Konrad Wachsmann, aber er hatte schon lange vorher die Zeitschriften studiert. Doch beim «Kulturimport» von damals mündeten die Anregungen von aussen in eine Recherche, aufgrund derer die Architekten zu ihrem eigenen Ausdruck gefunden haben. Und heute? Es gibt nach wie vor Importe und Kontaminationen, am irritierendsten sind da vielleicht der Dekonstruktivismus und gewisse Ideen aus Holland. Ich glaube allerdings nicht, dass ein Ort wie Biel kulturell die Welt zu revolutionieren braucht. Das passiert nicht einmal von Zürich aus. Doch stellt sich die Frage, ob die lokale Szene stark genug ist, Dinge zu entwickeln, die einen gewissen Bestand haben.

Liechti: Das hängt von der Arbeitsmethode des Architekten ab. Entweder werden nur Bilder kopiert oder die Arbeit ist durch ein tiefer gründendes Interesse motiviert. Die jahrelange Recherche in einem Büro, mit einem Team, scheint mir unentbehrlich.

Konkurrenz und Kollegialität

Schläppi: Gibt es einen Ort des Gedankenaustausches, vielleicht sogar einen institutionalisierten Dialog? Haben die Architektinnen und Architekten bei der gegenwärtigen Auftragslage überhaupt Zeit, miteinander zu sprechen?

Haag: Solange es in unserem Wirtschaftsraum ökonomisch gut ging und wenig direkte Konkurrenz herrschte, gab es enge persönliche Bindungen zwischen den Protagonisten. Heute hingegen beobachte ich mit Sorge einen schlechten Zusammenhalt in der Architektenschaft. Ausserhalb der Schulen findet heute jedenfalls keine nennenswerte Diskussion statt. Es herrscht grosse Distanz zwischen den Kollegen, und ich stelle sogar gewisse Isolationserscheinungen fest. Ob es in anderen Städten besser geht?

Cantalou: Ich beobachte hingegen, wie sich die jungen Architekten neu organisieren. Beispiel: Am Mittwoch wird Fussball gespielt; man sucht den Austausch und pflegt den kollegialen Umgang; man versucht sich gegenüber jener starken Generation zu profilieren,

die seit den Fünfzigerjahren alles gebaut hat. Ich spüre diese Lücke zwischen zwei weit auseinander liegenden Generationen ziemlich gut.

Haag: Allzu düster schätze ich die Situation in Biel nicht ein. Bieler Architekten haben auch ausserhalb des Kantons Wettbewerbe gewonnen. Aufgrund der Tatsache, dass die junge Generation mit einer ökonomisch schwierigen Lage konfrontiert ist, haben möglicherweise viele Zeit gehabt, ihre Vorstellungen zu formen. Aus solchem Umfeld kommen nun Projekte, die Hand und Fuss haben.

Liechti: Der Eindruck, den ich hatte, nachdem ich wieder nach Biel zurück gezogen war, war der eines Machtkampfs in der ganzen Zunft. Die Expo.02 kommt, die Wirtschaft boomt, und was tut die Architektenschaft? Sie nimmt sofort die alten Fehden um Macht, Geld und Einfluss wieder auf. Das ist nicht der Humus, auf dem gute Baukultur wächst... Schlachten und Eifersuchtsdramen gibt es auch in Zürich; aber der Markt ist dort grösser.

Graser: Soweit ich Zürich kenne, gibt es auch dort wenig gute Kontakte, und das hat System. So habe ich in den letzten Jahren an einigen Orten gebaut, nur nicht in Zürich. Das scheint mir irgendwie charakteristisch. In einer wirtschaftlich und gesellschaftlich derart angespannten Situation ist es sicher nicht leicht, einen Diskurs über die Generationenhürde hinweg zu führen. Zu jüngeren Kollegen hingegen habe ich guten Kontakt.

Cantalou: Warum bist du eigentlich zurückgekommen?

Liechti: Das hat etwas mit Heimat zu tun. Man merkt es erst, wenn man weg ist. Es ist mir wichtig, wo ich zur Schule ging, in welchen Gebäuden. Vorhin wurde gesagt, in den Sechzigerjahren sei in Biel kein Städtebau betrieben worden. Damals wurden aber wichtige Gebäude gebaut: die Schulhäuser, die Turnhallen. Sie haben sich mir eingeprägt; ich trage starke Erinnerungen an die Räume der Schulhäuser von Nidau, des Gymnasiums in Biel oder an die Hallen von Magglingen mit mir herum. Es ist dieses Umfeld, von dem ich geprägt bin. Ich nehme das überall hin mit auf die Reise.

Zwischen Kontinuität und Expo-Fieber

Schläppi: Gibt es ein Leben nach der Expo.02?

Cantalou: Modelle wie Matran zeigen, wie die wirtschaftliche Entwicklung in Biel funktionieren könnte. Wir erhalten zurzeit etliche Callcenter, ein Medienzentrum, wir haben im Vergleich zu anderen Standorten eine gewerbliche Infrastruktur mit guten Handwerkern und Know-how. Vielleicht wird daraus nicht das Silicon Valley der Schweiz, aber es lässt sich dennoch eine gute Zukunftsprognose stellen.

Liechti: Auch ich sehe das Potenzial. Biel spricht zwei Sprachen, man ist praktisch im Zentrum der Schweiz, Autobahn, Eisenbahnverbindungen werden ausgebaut. Vor zwei, drei Jahren brauchte es noch kein Callcenter, jetzt haben wir deren drei.

Cantalou: Es wird in Zukunft einige interessante Konfrontationen geben, auch architektonische. Die Expo.02 wird mit dem Areal Strandboden ein spannungsreiches Verhältnis eingehen: auf der einen Seite das Gymnasium von Max Schlup – ein architektonisches Vermächtnis –, gegenüber auf der Arteplogie die Bubbles...

Haag: Gewisse Projekte, die die Stadtentwicklung nach innen gefördert haben, waren schon vor der Expo.02 ein Thema, auch der Masterplan. Allerdings verdankt der Masterplan auf diesem Gebiet seinen Drive der Expo.02.

Dank ihr konnten in Biel bedeutende Investitionen getätigt werden, und Nidau begann zu diesem Zeitpunkt überhaupt erstmals eine Bodenpolitik zu betreiben.

Liechti: Nun steht aber doch ein kleiner, entscheidender Schritt bevor: Die Bahnhofspassage wird zur Seeseite hin geöffnet, und es wird zum ersten Mal ein direkter Zugang zum See geschaffen. Wir sind alle gespannt auf das Resultat. Das ganze Gelände wird umgebaut, es entsteht eine Erschliessungsachse, und ein neuer Raum tut sich auf.

Bearbeitung des Gesprächs:
Christoph Schläppi / Irma Nosedá